

# Dörfli statt Ghetto

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **74 (1999)**

Heft 9: **Luftige Laube statt muffigem Korridor**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-106764>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DÖRFLI STATT GHETTO

*Oftmals beobachtet die Bevölkerung sehr kritisch den Bau einer neuen Siedlung. Besonders miss-trauisch verfolgte sie die Entstehung des Tscharnerguts. Viele bezeichneten die erste Berner Grossüberbauung verächtlich als «Wohnfabrik», prophezeiten ihr eine baldige Verslumung. Seit-her sind 40 Jahre vergangen.*

**DAGMAR ANDERES**

«Spinnsch Du?» fragten die Bekannten Jolanda Weber, als sie 1959 mit ihrem Mann und zwei Kindern als eine der ersten ins Tscharnergut in Bümpliz einzog. Kaninchenställe und Hochhausgetto nannte man die neue Überbauung; von Vermassung, Vereinsamung und zwangsläufiger Verwahrlosung war die Rede. Doch «im Tscharni lebt's sich wie in einem Dörfli», sagen die Bewohner/innen.

«Freiwillig sind wir nicht hier eingezogen», gibt Jolanda Weber zu. Die alte Wohnung hatte man ihnen wegen Eigenbedarf gekündigt, eine neue, vor allem auch bezahlbare, war kaum zu finden. So fuhren sie eines Tages halt doch ins Tscharnergut und besichtigten im achten Stock eines Scheibenhauses eine 3 $\frac{1}{2}$ -Zimmer-Wohnung. «Wir waren begeistert», erzählt Weber und schwärmt von der Aussicht. Gelockt hatte ausserdem ein günstiger Mietzins: 185.– Franken wurden damals verlangt, heute sind es 790.– Franken (inklusive Nebenkosten). Die Vorurteile und schlimmen Prophezeiungen ihrer Bekannten liessen sie kalt. «Wir waren unvoreingenommen.»

**ARME-LEUTE-GEGEND** Bümpliz, ja eigentlich ganz Bern-West stehe von jeher in einem schlechten Ruf, gelte als Arme-Leute-Gegend, weiss Max Brüllmann, Geschäftsführer der Familienbaugenossenschaft Bern (Fambau). Dabei sehe man anderswo in Bern kaum so viel Grün, liege ein derart grosses Naherholungsgebiet direkt vor der Haustür – und trotzdem sei man innert weniger Minuten im Zentrum der Stadt. Es stimme auch nicht, dass hier besonders viele Ausländer/innen lebten. Bei der Fambau seien 20 Prozent der Mieter/innen ausländischer Herkunft, was dem schweizerischen Durchschnitt entspreche. Allerdings hätten diese oft häufiger und mehr Kinder als Schweizer Eltern, so dass der Anteil an fremdsprachigen Kindern in den Schulen momentan verhältnismässig gross sei. Das wiederum hält manche Schweizer Familien davon ab, nach Bern-West zu ziehen oder dort zu bleiben. Sie haben Angst, ihr Nachwuchs komme schulisch zu kurz. «Zu Unrecht, wie Studien zeigen», sagt Brüllmann.

Das Tscharnergut, wo die Genossenschaft 442 Wohnungen und 169 Zimmer des Studentenlogierhauses besitzt, schil-



FOTOS: ZVG

Die hohen Bauten sind auf der offenen Fläche verteilt.

dert der Geschäftsführer als ruhig und friedlich. «Im Vergleich mit anderen Quartieren haben wir hier eine heile Welt», ist Brüllmann überzeugt. Obwohl die Bewohner/innen zufrieden sind, haftet der Überbauung noch immer ein schlechtes Image an. «Es ist ein ewiger Kampf», sagt Otto Wenger, seit über zehn Jahren Leiter des Quartierzentrums im Tscharnergut. Mit Aktionen wie einer Weihnachtsbeleuchtung oder einer Postkartenproduktion versuchten sie laufend, das Quartierbewusstsein zu heben und damit dem schlechten Ruf entgegenzuwirken.

Als Bub hat Otto Wenger, der 1961 mit den Eltern ins Tscharnergut kam, von den Vorurteilen kaum etwas mitbekommen. Und wenn, es hätte ihn nur wenig gekümmert: «Vom Balkon aus konnte ich auf die Siedlungsplätze hinunterblicken und überlegen, ob ich mich der fussballspielenden Gruppe oder den Kindern auf dem Spielplatz anschliessen möchte.» Oft habe er mit seinen Kameraden auch auf den Laubengängen gespielt. Diese erschliessen die Wohnungen, so dass zwei Treppenhäuser mit je einem Aufzug pro Scheibenhaus genügen. Die damals aus Spargründen

gewählte Erschliessung erwies sich als gutes Mittel, um die Kommunikation unter den Bewohner/innen zu fördern. – Deshalb sind Laubengänge heutzutage wieder modern. Die Erwachsenen lernten sich vor allem dank der Kinder schnell kennen; sie trafen sich vor der Krippe oder dem Kindergarten, schwatzten und tauschten Neuigkeiten aus. «Zu Beginn verband uns ausserdem die Pionierstimmung», sagt Jolanda Weber.

Seit 1962 fördert das Quartierzentrum den Zusammenhalt. Es animiert die Bewohnerschaft, Vereine und Organisationen zu gründen und trägt mit diversen Veranstaltungen dazu bei, die Tscharnergütler zu einer Gemeinschaft zu formen. Die Identifikation mit der Wohngegend fördert sicher auch die Quartierzeitung «Der Wulchechratzer». «Richtig zusammengeschweisst hat uns aber das Fernsehen», sagt Jolanda Weber. Sie spricht damit eine Sendung des Schweizer Fernsehens von 1972 an, die das Tscharnergut in einem

### Das Tscharnergut

Wie auch in anderen Schweizer Städten herrschte in Bern in den 50er Jahren Wohnungsnot. Die Stadt wollte deshalb den Bau billiger Wohnungen fördern, indem sie gemeindeeigenes Bauland im Baurecht zu günstigen Bedingungen abgab. 1955 schrieb der Gemeinderat einen Ideenwettbewerb für eine Überbauung des Tscharnerguts aus, bei dem das Architekturbüro Lienhard & Strasser den ersten Preis erhielt. Das Projekt wurde durch die Architektengemeinschaft H. u. G. Reinhard, Ed. Helfer und O. Strasser realisiert. Die Bauherrengemeinschaft setzte sich aus drei Gesellschaften zusammen: Der Familienbaugenossenschaft Bern, der Immobiliengesellschaft Promet und der Baugenossenschaft Brünnen-Eichholz, in welcher die Stadt Bern und alle Stadtratsfraktionen vertreten sind.

Das Tscharnergut umfasst rund 1200 Wohnungen, verteilt auf fünf Hochhäuser (20 Stockwerke), acht Scheibenhäuser (8 Stockwerke), drei Mehrfamilienhäuser (4 Stockwerke) und zwei Reihen mit je neun Einfamilienhäusern. Am östlichen Ende der Überbauung liegt das gesellschaftlich Zentrum: Um einen Dorfplatz gruppieren sich Schulgebäude, Einkaufsläden und Postfiliale. Ein Gemeinschaftszentrum, ein Restaurant, ein Kindergarten sowie ein kleiner Tierpark ergänzen das Siedlungsangebot. Gemäss dem damaligen Architekturkonzept – viel Licht, Luft und Sonne; keine dunklen Strassenschluchten – sind die Bauten auf der offenen Fläche verteilt. Das bedeutet weite Wiesen, viele Bäume und Spielplätze mit Brunnen, sogar ein kleiner Schlittelhügel. Da der Verkehr um die Siedlung herumgeführt wird, ist sie praktisch autofrei.



Wer dem Fussweg quer durch die Siedlung folgt, kommt an einem kleinen Tierpark vorbei.

schlechten Licht zeigte, obwohl sich die Bewohnerschaft positiv über ihr Quartier geäussert hatte. Spontan unterschrieben 1000 Mieter/innen einen Protestbrief.

**IN DIE JAHRE GEKOMMEN** Heute leben etwa 3000 Leute im Tscharnergut, das sind 2000 weniger als zu Beginn. «Die Kinder sind ausgezogen, die Eltern geblieben», erklärt Fambau-Geschäftsführer Max Brüllmann. Dass das Quartier in die Jahre gekommen ist, spürt vor allem Otto Wenger deutlich: «Nach der Seifenkistenbau-Phase und den Discojahren kommt nun die Zeit der Senioren-Tanznachmittage.» Auf der einen Seite bringt die Überalterung Probleme mit sich, andererseits beweist sie, dass es im Tscharnergut – entgegen der Prognosen – möglich ist, Wurzeln zu schlagen. Jolanda Weber, die seit Beginn in der Siedlung lebt und weiter bleiben möchte, ist keine Ausnahme.

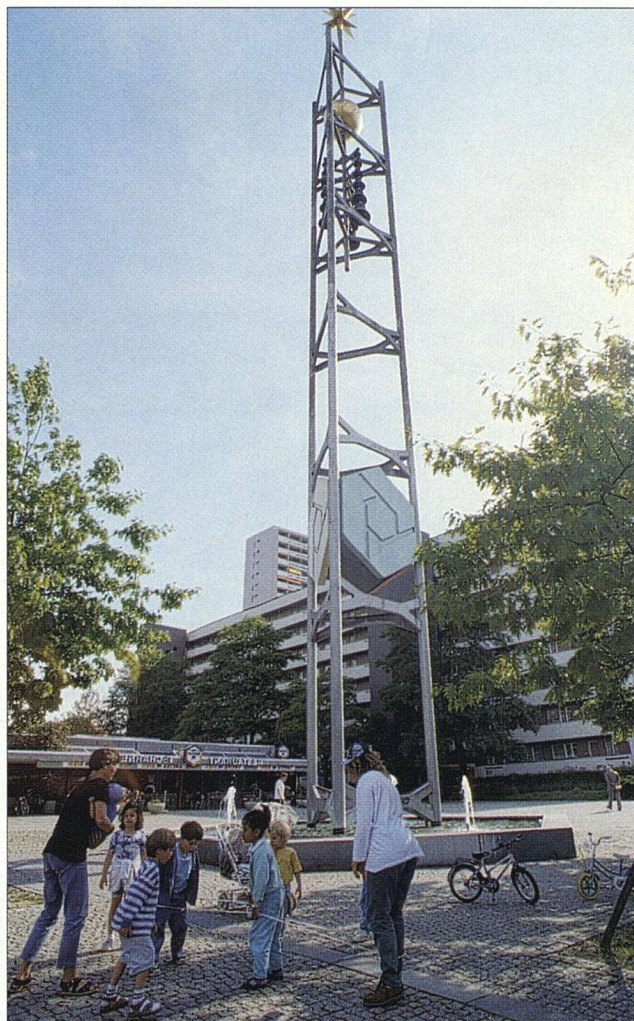
«Es gibt nicht viele Wechsel», bestätigt Brüllmann. Das Beziehungsnetz hat ebenfalls Bestand. «Wenn es nötig ist,

kann ich jederzeit eine Nachbarin um Hilfe fragen», sagt Jolanda Weber. Man kenne sich, sei füreinander da – wie in einem Dorf. Otto Wenger kann das bestätigen. Vor einigen Jahren habe man eine Frau für die Seniorenarbeit eingestellt, die eine Börse für Nachbarschaftshilfe aufzubauen versuchte. «Aber es bestand kein Bedürfnis», erzählt Wenger, «die gegenseitige Unterstützung funktionierte bereits.»

**WOHNUNGEN ZUSAMMENLEGEN** Eine gute Durchmischung des Quartiers ist wichtig. Diese bestehe, versichert Brüllmann. «Wir bieten Wohnungen für alle Bewohnergruppen an.» Im Tscharnergut leben sowohl Direktoren wie Sozialhilfeempfänger, und zwar nebeneinander. Das war früher anders. In den ersten Jahren waren jeweils die Wohnungen der zwei untersten Stockwerke als Sozialwohnungen deklariert. Alle wussten somit, wer knapp bei Kasse ist. «Vor allem die Kinder haben darunter gelitten», erinnert sich Jolanda Weber. Eine altersmässige Durchmischung findet insofern statt, als bei einem Wohnungswechsel immer wieder auch Familien einziehen, obwohl rund 70 Prozent der Wohnungen nur über 3½ Zimmer verfügen. «Die Mieten sind günstig», begründet Max Brüllmann. Damit aber auch weiterhin ein Generationenwechsel stattfindet, braucht es Änderungen. Bereits vor zehn Jahren hat die Fambau probeweise zwei Dutzend 3½-Zimmer-Wohnungen zusammengesetzt und daraus je zwölf 4½- und 2½-Zimmer-Wohnungen gemacht. Diese Lösung findet Brüllmann allerdings nicht optimal, da die kleinen Wohnungen nicht gefragt sind. Ausserdem koste ein solcher Umbau viel Geld. In den nächsten Jahren, wenn die sanitären An-

lagen der Häuser erneuert werden müssen, macht man sich aber über weitere Zusammenlegungen Gedanken.

**HEIMKEHRER** Das Tscharnergut scheint für Kinder sehr geeignet: Die grossen Freiflächen bieten Platz zum Spielen, beim Tierpark können sie Ziegen und andere Kleintiere beobachten und streicheln, für weitere Unterhaltung sorgen diverse Kinder- und Jugendgruppen. Die Eltern schätzen, dass die Überbauung weitgehend verkehrsfrei ist und Kindergarten sowie Schule ganz in der Nähe liegen. Das Bauprinzip – grössere Einzelhäuser, dafür viel Freiflächen – hat sich bewährt und wäre für Neukonzeptionen deshalb prüfenswert. Allerdings stellt sich dabei schnell die Frage nach dem Landverbrauch.



Die «piazza», der Dorfplatz, ist der Treffpunkt von jung und alt. Eine Besonderheit ist der Glockenturm: Zu jeder Stunde spielt er eine der Jahreszeit angepasste Melodie.

Das Heimatgefühl im Tscharnergut kommt oft zum Ausdruck, indem ehemalige «Siedlungskinder» später mit einer eigenen Familie zurückkehren. Dabei erfahren sie, welche Annehmlichkeiten das Quartier auch für die Erwachsenen bietet: Apotheke, Post, ein Kleider- und ein Schuhgeschäft, selbst ein Coiffeur ist in die Siedlung integriert. Am wichtigsten sei aber der Coop, findet Jolanda Weber. «Der muss bleiben.» Abgesehen davon, dass man sich dort mit Nahrungsmitteln eindecken kann, ist er der «inoffizielle» Treffpunkt der Tscharnergütler. «Wenn ich es eilig habe, erledige ich meine Kommissionen nie dort», sagt Wenger. Ein «Hallo, wie geht's?» da, ein «Hast du schon gehört?» dort – und eine halbe Stunde ist im Nu vorbei. Die Dorfkultur lebt. ■